



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

γ.: Aus Schwaben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus Schwaben.

Anfang März.

Als der Nationalverein zu Anfang der sechziger Jahre seine Propaganda auch nach Schwaben erstreckte, stieß er in dem Lande, das im Jahr 1859 aufs gründlichste im großdeutschen Sinn bearbeitet worden war, auf Abneigung, Bedenken, Ausflüchte aller Art; wer der Sache geneigt war, machte doch seine Vorbehalte, entschiedene Freunde zählte der Verein wenige. Irrten wir nicht, so war es damals Herr J. Frese, der als Nationalvereinsapostel zuerst in unserem Lande sich bekannt machte, derselbe Herr Frese, der zur Zeit in ganz anderer Mission unter uns sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Später errang sich zwar der Nationalverein eine Art officieller Anerkennung bei unserer Demokratie, indem nämlich auf zwei Landesversammlungen die damals noch ungetrennte Fortschrittspartei in überwiegender Mehrheit den Beitritt zum Verein beschloß. In der öffentlichen Discussion war sein Programm den gegnerischen jedesmal überlegen. Unter den damaligen Beitrittserklärungen finden sich verschiedene Namen, die heute wol nicht gerne mehr daran erinnert sein mögen, und sich seitdem unter wesentlich anderen Programmen und Erklärungen befunden haben. Allein auch das beweist nur, mit welchem inneren Widerstreben jener Beitritt großentheils vollzogen wurde. Es kam nie ein rechter Zug in die Agitation, und sie schloß allmältig völlig wieder ein. Am wenigstens konnte sie durch die unglücklichen Versuche einer Abschwächung des Programms wieder wachgerufen werden, obwol der Verein offenbar dadurch, daß man die Oberhauptfrage für suspendirt erklärte, und die Reichsverfassung von 1848 aufs Panier schrieb, den Süddeutschen mündgerecht gemacht werden sollte. Es war auf der einen Seite das Mißtrauen, auf der anderen die Rauheit nicht zu besiegen, und nur die gegebene Anregung blieb als ein wohlthätiges Ferment zurück, sofern sich von da an die Trennung zwischen einer großdeutsch-radicalen und einer nationalen Fraction innerhalb der Fortschrittspartei immer klarer entwickelte.

Zuletzt war es fast allein noch ein kleines Städtchen, wo die Sache des Nationalvereins als eines Bindemittels für die Nationalgesinnten in ganz Deutschland mit einer sonst nirgend zu findenden Energie aufrecht erhalten wurde. Die Bürger von Geislingen, einer vormals zum ulmischen Gebiet gehörigen, später mehrfach zu Territoriaausgleichungen benützten Stadt, so daß sich angestammte Gefühle nur schwer entwickeln konnten, ließen sich durch keinerlei Spott und Anfeindung von einer Sache abbringen, für die sich hier treue und besonders geschickte Agitatoren aufgethan hatten.

Dem Touristen ist Geislingen wohlbekannt durch seine malerische Lage
 Grenzboten I. 1869.

am Eingang mehrerer hier zusammenlaufender waldiger Abthäler, durch den hier beginnenden schwierigen Abübergang, den erst die Arbeiten am Sömering und am Brenner in eine bescheidenere Linie zurückgedrängt haben, und endlich durch die kunstvollen zierlichen Weinschnitzereien, welche den Reisenden der parisi-wiener Linie am dortigen Bahnhof entgegengebracht werden. Aber auch sein politischer Ruf ist im Grunde älter als der Nationalverein. Seit dem Jahr 1830 war Geislingen der Wahlort des alten Römer, und es ist diesem Haupt unseres vormärzlichen Liberalismus bis zu dessen Tode treugeblieben. Von da an übertrugen die Geislinger ihr Landtagsmandat Römer dem Sohne, und dem Zuge der Zeit folgend, waren sie stolz darauf, wie früher eine Burg des Liberalismus, so jetzt eine Burg des nationalen Gedankens zu sein. Diese Wahlen geschahen aber niemals ohne heftige Kämpfe; denn während die Stadt protestantisch, freisinnig und national gesinnt ist, ist der größere Theil des Landbezirks katholisch, und gehorcht der kirchlichen Leitung. Bei diesem Verhältniß sind die Geislinger schon lange an eine streng organisirte Parteithätigkeit gewöhnt, nur durch sie konnten sie die Clericalen jedesmal bestiegen — ausgenommen bei den Zollparlamentswahlen, bei welchen sie überstimmt wurden durch die beiden anderen Bezirke, mit denen sie zu einem Wahlkreis vereinigt waren. Die Katholiken sind sogar an Zahl unstreitig überlegen. Allein außer ihrer Parteiorganisation pflegt den Geislingern noch der zufällige Umstand zu gut zu kommen, daß der bedeutendste katholische Ort des Bezirks eine Bevölkerung hat, welche der Kunst des Tünchens seit alten Zeiten besonders zugethan, ein nomadisches Leben liebt und in dieser ihrer Beschäftigung durch heimische Wahlkämpfe sich nicht stören läßt. Anstatt nach Hause zur Wahlurne zu eilen, fahren sie unverdrossen fort, die bedenklich gewordenen Außenseiten schwäbischer Wohnhäuser ob und unter der Steig neu zu verblenden, weshalb ein witziger Prälat der Meinung war, daß die Wahl Römers einzig der „Verblendung des Landes“ zu danken sei.

Hier in Geislingen war es auch, wo es dem jetzigen König von Preußen eines Tags begegnete, wider Vermuthen zum Kaiser von Deutschland ausgerufen zu werden. Die Sache trug sich folgendermaßen zu. Es war an einem schönen Octobertag im Jahr nach dem deutschen Krieg. Der König von Preußen hatte sich damals in Baden aufgehalten, und es ging die Sage, die süddeutschen Fürsten würden zum offenkundigen Beweis ihrer bundesgenössischen Gesinnung einen gemeinsamen Besuch beim Könige, sei es an den Ufern des Bodensees, sei es auf der im Herzen Schwabens aufsteigenden Stammburg Hohenzollern abstaten. Leider scheinen jedoch die Gefühle der süddeutschen Landesfürsten für eine solche unmißverständliche Kundgebung noch nicht reif gewesen zu sein. Dagegen kam der König von Preußen von der Mainau

herüber an das württembergische Hoflager zu Friedrichshafen, wo indessen die Temperatur eine ziemlich frostige war, und nach kurzem Aufenthalt setzte er seine Reise fort, mitten durch das württembergische Land nach seinem Stammschloß, wo er sich ohne Zweifel überzeugen wollte, daß die Besitznahme desselben durch den württembergischen Grafen von Leutrum, den „Hospodar der oberen Donaufürstenthümer“ im Juli 1866 keinerlei nachtheilige Folgen zurückerlassen habe. Jedenfalls fand er dort die Kanonen noch alle wohlbehalten vor, nach welchen die württembergische Besatzung vergeblich gefahndet hatte, und welche in der Stunde, da die Württemberger sich beeilten den Hohenzollern wieder zu verlassen, ihnen muntere Abschiedsgrüße nachdonnerten.

Der Weg führte den König über Geislingen. Kaum hatte die Bürgerschaft seine bevorstehende Ankunft vernommen, so beeiferte sie sich, dem nunmehrigen Schutzherrn Deutschlands einen herzlichen Empfang zu bereiten. Hier, wo von der rauhen Ebene der Alb mit einem Mal der Blick nach dem Garten Schwabens überraschend sich aufthut, war dem König eine noch größere Ueberraschung zugebracht. In den Straßen der Stadt entwickelte sich ein Schmuck von schwarz-weiß-rothen und schwarz-weißen Fahnen, wobei, um jeden Schreck im Keime zu ersticken, gesagt sein muß, daß Schwarz-weiß die altherwürdigen Farben der Stadt Ulm, und folglich auch die angestammten Farben Geislingens sind. Die ganze Bürgerschaft aber eilte fröhlich zum Bahnhof. Nicht ohne hier eine herbe Enttäuschung zu erleben. Denn der Zugang zum Bahnhofs war durch Barrieren verschlossen, und als man nach dem Grund der ungewohnten Maßregel fragte, hieß es achselzuckend, es sei auf hohen Befehl so geschehen. Sofort begaben sich einige angesehene Bürger auf das Telegraphenamt, und richteten an Herrn v. Varnbüler, den Minister der Verkehrsanstalten nicht minder als der auswärtigen Angelegenheiten, das Ersuchen, er möchte das Oeffnen der Barrieren anordnen, die Bürgerschaft von Geislingen sei versammelt, um den durchfahrenden König von Preußen zu begrüßen. Das Telegramm blieb ohne Antwort. Inzwischen wurde das Andrängen der Menge immer ungeheurer, die Beschwichigung der Beamten immer unzulänglicher, und als der Bahnzug nun heranbrauste, waren im Nu alle Barrieren verschwunden, und die Menge drängte sich hastig nach dem königlichen Wagen. Dieses lebhafteste Andrängen einer schwäbischen Volksmenge scheint nun im ersten Augenblick einen gänzlich unbeabsichtigten Eindruck auf die erlauchtesten Insassen des Zugs gemacht zu haben. An der Umgebung des Königs sah man besorgte Mienen, es wurden Befehle ertheilt, den Zug so rasch als möglich weiter zu expediren, und als ein Herr aus der Menge vortrat, um mit einigen Worten den König zu begrüßen, zog sich dieser vom Fenster zurück. Als freilich der Redner in völlig unmißverständlicher Weise den Gefühlen der Geislinger Bürgerschaft Ausdruck gab,

nickte zuerst die Königin Augusta freundlich zu, und wie nach flüchtigem Aufenthalt der Zug sich wieder in Bewegung setzte und der Redner ein Hoch ausbrachte auf das Haupt des norddeutschen Bundes, den Schirmherrn Deutschlands, den Kaiser der Deutschen, in welches die Menge jubelnd einfiel, so neigte sich auch der König herzlich dankend und grüßend aus dem Fenster vor, und fort gieng — am Hohenstaufen vorbei nach dem Zollern. Nach wenigen Tagen kam von Zollern herab an jenen Redner ein dankendes und entschuldigendes Schreiben. Seine Majestät, — so wurde hier der Inhalt erzählt — sei zuvor in Kenntniß gesetzt worden, daß eine freundliche und eine feindliche Demonstration zugleich in Geislingen für ihn vorbereitet werde, er habe es darum für passend gehalten, jede Kundgebung abzulehnen; zudem seien seine Eindrücke am württembergischen Hofe in Friedrichshafen derart gewesen, daß er sich entschlossen habe, möglichst schnell und ohne Aufsehen seine Reise durch Württemberg fortzuführen.

In diesem Geislingen nun hielt die deutsche Partei in Württemberg am 28. Februar ihre Landesversammlung. Das Terrain war, wie man sieht, nicht ungünstig gewählt. Und es ist dem „Beobachter“, der nicht übel Lust hatte, diese Wahl als einen unbefugten Kunstgriff zu denunciren, unbedingt zuzugeben, daß die deutsche Partei nirgend sonst einen so einmüthigen und zugleich so festlichen Empfang gefunden hätte. Nirgends sonst wäre ein so reichlicher Schmuck mit schwarz-weiß-rothen Fahnen entfaltet worden, wie er den Ankommenden bereits aus der Ferne zuwinkte; denn der alte Römerthurm, der aus den Buchenwäldern auf das Städtchen herabsteht, trug eine mächtige Fahne mit den Farben des norddeutschen Bundes, und in den Straßen war fast kein Haus ohne Schmuck von Kränzen und Fahnen, das Rathhaus sogar nicht ausgenommen. Allein hätte die deutsche Partei einen Ort gewählt, wo die politische Gesinnung mehr paritätisch vertheilt ist, so wäre ihr der andere Vorwurf sicher nicht erspart worden, daß sie es darauf anlege, die zartesten Gefühle ihrer politischen Gegner roh zu verletzen, wie sie denn wirklich diesem Vorwurf nicht entging, als sie im August v. J. zu Göppingen den mit großen Anstrengungen erstrittenen Wahlsieg Hölder's durch ein Banket zu feiern sich erlaubte, und damals gleichfalls ganze Straßen lieblich mit schwarz-weiß-rothen Fahnen verziert waren, worin der „Beobachter“ nichts anderes erblicken konnte, als frechen Hohn und schändliche Herausforderung. Und daraus dürfte denn als zweifellos hervorgehen, daß die deutsche Partei ein für allemal auf den Beifall des „Beobachters“ wird verzichten müssen.

Uebrigens ist es ja nicht an dem, daß man Geislingen, was die patriotische Denkart seiner Bürger betrifft, geradezu einem Eiland mitten im unwirthlichen Ocean vergleichen dürfte. Es liegt vielmehr eine gewisse Beruhigung

darin, diese Stadt rechts und links von wackeren Gesinnungsgeossen flankirt zu sehen. Stößt doch gen Osten unmittelbar das Ulmische an, der Wahlkreis des jungen Nationalökonomten Ed. Pfeiffer, und gen Westen grenzt eben der Hohenstaufenbezirk, der Hölder, den Führer der Partei, in die Kammer gesandt hat. Und auch sonst im Land sind noch verschiedene Städte und Aemter, in welchen die nationalgesinnten Kandidaten mit weit größeren Majoritäten, als zu Geislingen, mit dem Vertrauen der Wähler beehrt worden sind, so daß es also jedenfalls außer dem Bergstädtchen an der Alb noch mehrere andere Orte gibt, in welchen die Volkspartei eine Landesversammlung voraussichtlich nicht halten wird.

Ueberdies kam zu der Erwägung, daß es unter allen Umständen angenehmer sei, mit fröhlichem Händedruck als mit Steinwürfen empfangen zu werden — derlei kam beispielsweise damals zu Göppingen vor — noch ein anderes. Geislingen liegt nicht eben in der Mitte des Landes, aber es ermöglichte, bequem von Seiten des Unterlands zugänglich, zugleich eine stärkere Betheiligung von Seiten des hier anstoßenden Oberlandes, wo die deutsche Partei zahlreiche und eifrige Genossen zählt, trotzdem daß dieser Theil des Landes, oder vielmehr, gerade weil derselbe überwiegend katholisch ist. Alle freisinnigen und intelligenten Elemente hängen hier zugleich der nationalen Sache an, schon weil sie den gefährlichsten Feind derselben ganz in der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit haben. Der „Beobachter“, der den Ultramontanismus seinen Lesern gerne als eine böshafte Erfindung des Ministeriums Jolly darstellt, ist deshalb sehr übel zu sprechen auf die „erbärmliche Bornirtheit des Confessionalismus“, d. h. gegen die wohlbegründete Abneigung gegen die Ultramontanen, welche naturgemäß in das nationale Lager führt. Eine Volkspartei existirt dort nicht, und was sie zuweilen als ihre Erfolge daselbst zu verkündigen liebt, sind einzig Erfolge des Beichtstuhls, eine Allianz, die von der Volkspartei heute noch ebenso sorgsam gepflegt wird, wie zur Zeit der Zollparlamentswahlen. So stand bei einer kürzlich vorgenommenen Nachwahl zum Landtag in dem oberschwäbischen Bezirk Niedlingen die deutsche Partei zu dem Regierungskandidaten, der denn auch siegreich aus der Wahl hervorging, während der „Beobachter“, das Organ der süddeutschen Freiheit, sich für den Schützling der Klerisei engagirt hatte, und es selbst nicht verschmähte, das katholische Landvolk darauf aufmerksam zu machen, daß der siegreiche Kandidat, ein Regierungsbeamter sei und obwol selbst Katholik, dennoch seine Kinder protestantisch erziehen lasse. Diesmal war der bornirte Confessionalismus doch jedenfalls nicht auf der vom „Beobachter“ bekämpften Seite.

Nun trug aber die Versammlung vom 28. Febr. keineswegs den bloß localen Charakter. Kam auch das Hauptcontingent der Menge, welche die

geräumige Halle füllte, aus der näheren Umgebung, so waren doch auch die anderen und selbst die entferntesten Landestheile vertreten; es war wirklich eine Landesversammlung. Und es war, auch alle günstigen Momente in Anschlag gebracht, eine Kundgebung, wie sie seit Jahren bedeutender von keiner Partei ins Werk gesetzt worden ist. So war sie denn vor Allem ein neues Zeugniß, daß die Volkspartei nicht, wie sie fortwährend vorgibt, die alleinherrschende Meinung des Landes vertritt, daß sie kein Recht hat, wie sie täglich thut, sich mit dem „Volk“ zu identificiren. Die Minderheit magt es wenigstens, auch ein Lebenszeichen zu geben, und sie hat die Genugthuung, bei jeder neuen Musterung ihre Reihen verstärkt zu sehen. Sie ist mit ihren 45.000 Stimmen bei den Zollparlamentswahlen unterlegen, und sie hat bei den letzten Landtagswahlen nur 14 Abgeordnete der nationalen Richtung, eine kleine Minderheit, durchgesetzt; allein es ist zu bezweifeln, ob Herr v. Mittnacht dem Zollparlament sie wieder als ein kleines Häuflein extremer Fanatiker schildern wird.

Die deutsche Partei hat sich wiederum zu ihrem alten Programm bekannt: Eintritt in den norddeutschen Bund. Daß sie damit diesen Eintritt nicht bewirken kann, nicht einmal beschleunigt, wird sie natürlich selbst am besten wissen. Aber es ist das kein Grund, ihre Propaganda für dieses Ziel einzustellen, dem doch die Zukunft gehört. Seit dem Ausgang der ersten Zollparlamentssession und seit dem Fiiasco des Südbundes muß es ja doch auch widerspenstigen Köpfen allmählig eingehen, daß der einfache Beitritt zum norddeutschen Bunde der einzige Weg ist, wenn man überhaupt ein deutsches Staatswesen will, und diejenigen, welche bisher der Meinung waren, dieser Beitritt sei ja schließlich selbstverständlich, nur eile es nicht sehr damit; je spröder sich der Süden zeige, um so bessere Bedingungen werde man ihm für den Eintritt bewilligen müssen, — worin diese „Bedingungen“ bestehen sollen, weiß, beiläufig gesagt, freilich Niemand anzugeben, — alle diese müssen nicht wenig verduzt sein, durch die Energie, mit welcher der norddeutsche Bund seinen inneren Ausbau betreibt, so daß das anfangs gestaltlose Ding ein immer fertigeres Aussehen gewinnt bis zu dem Zeitpunkt, da es den Stämmen bequem sein wird, beizutreten, und damit selbstverständlich jede Möglichkeit des Paciscirens in immer nebelgrauere Ferne rückt. Ist es doch auch nicht anders jenseit des Oceans in dem gepriesenen Musterland des Föderalismus, wo ja ein neuer Staat, der sich der Union anschließen will, nicht erst gefragt wird, welche Beschwerden er wider die constitution of the united states auf dem Herzen hat, damit man dieselbe geschwind vorher den Stammeseigenthümlichkeiten von Texas oder Californien anbequeme, sondern der neue Staat tritt in die Union ein, wie sie ist, und damit Punktum.

Eine populäre Partei aber darf und muß ihr letztes Ziel immer wieder aussprechen, auch wenn es nicht heute und nicht morgen zu verwirklichen ist. Sie braucht sich auch nicht in die große Politik zu mischen, und den Staatsmännern Mittel und Wege vorzuschreiben: sie hat sich einfach an das Pflichtgefühl des deutschen Bürgers zu wenden. Und das ist es, was die geislinger Versammlung wollte, sie war eine Appellation an das deutsche Gewissen der Schwaben. Man wird zugeben, daß eine solche Kundgebung in Schwaben gerade heute nichts weniger als überflüssig war. Zudringlicher als je sind die Einflüsterungen aus Wien, daß die Einigung Deutschlands positiv verboten sei durch den Buchstaben des prager Friedens. Frecher als je wird in unserem Lande die Neutralität in dem Kriege Deutschlands mit Frankreich gepredigt, von derselben Seite, von der man vor drei Jahren zum Krieg gegen Deutsche hegte, die nächtliche Art gegen Deutsche empfahl, und das Verlangen der Neutralität im österreichisch-preussischen Zweikampf als Landesverrath denuncirte. Und schwankend steht die Regierung mitten unter den Parteien, unfähig, sie zu beherrschen, und so das Land in einem Zustande der Ungewißheit und der Zersahrenheit haltend, der im Inneren die besseren Elemente der Bevölkerung ihr entfremdet hält, nach Außen aber fortwährend gerechtes Mißtrauen herausfordert.

7.

Briefe über die Vertheidigung deutscher Küsten.

Der Artikel in Nr. 10 der Grenzboten: Vertheidigung der deutschen Küsten gibt willkommene Veranlassung an die Erfahrungen zu erinnern, welche in neuer Zeit über den Kampf vom Land gegen Schiffe an anderen Orten gemacht worden sind. Das einzige Beispiel für Angriff und Vertheidigung großer Küstenstrecken mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik bietet der letzte Krieg in Amerika, aus dem hier einige Beispiele vorgeführt werden sollen; dieselben werden die in dem früherem Aufsatze aufgestellten Grundsätze erklären und bestätigen.

Am 8. April 1863 versuchte der Unionsadmiral Dupont mit 9 Panzerschiffen — und 5 Schiffen in Reserve außerhalb der Barre — die Einfahrt in die durch Laue, Pfähle, Torpedos, gesperrte Bai von Charleston zu erzwingen. Die Monitors und speciell der „Anook“ kamen bis in die Höhe von Fort Moultrie, wo die Hauptsperungen durch Laue und Netze zum Verwickeln der Schrauben angingen: dann erst begann ein concentrirtes Feuer